

# Neue Zürcher Zeitung

## Fern der Freiheit

*Im Gefängnis Freundschaften zu pflegen, ist schwierig, aber nicht unmöglich*

*Wer im Gefängnis sitzt, ist sozial isoliert. Dabei sind Freunde für Insassen überlebenswichtig. Zwei Langzeitinsassen und ihre Freunde erzählen.*

JOHANNAWEDL

Wird er mit dem Leben in Freiheit zu-rechtkommen, nach fast drei Jahrzehnten in Haft? Sie beide hoffen es, eine Gewissheit aber haben sie nicht. «Die Probleme werden kommen. Dann darf er sich an mich wenden, wenn er mich braucht.» Seit sieben Jahren ist Andreas Däscher mit einem Sexualstraf-täter befreundet. Er interessierte sich für «die Menschen hinter den Mauern» und besuchte regelmässig Weihnachtsfeiern in einer geschlossenen Strafanstalt. An einem solchen Anlass lernte er den Ge-fangenen kennen. Der Pensionierte be-trachtet es als seine Aufgabe, das Bild, das die Gesellschaft von Langzeit-insassen hat, zu korrigieren.

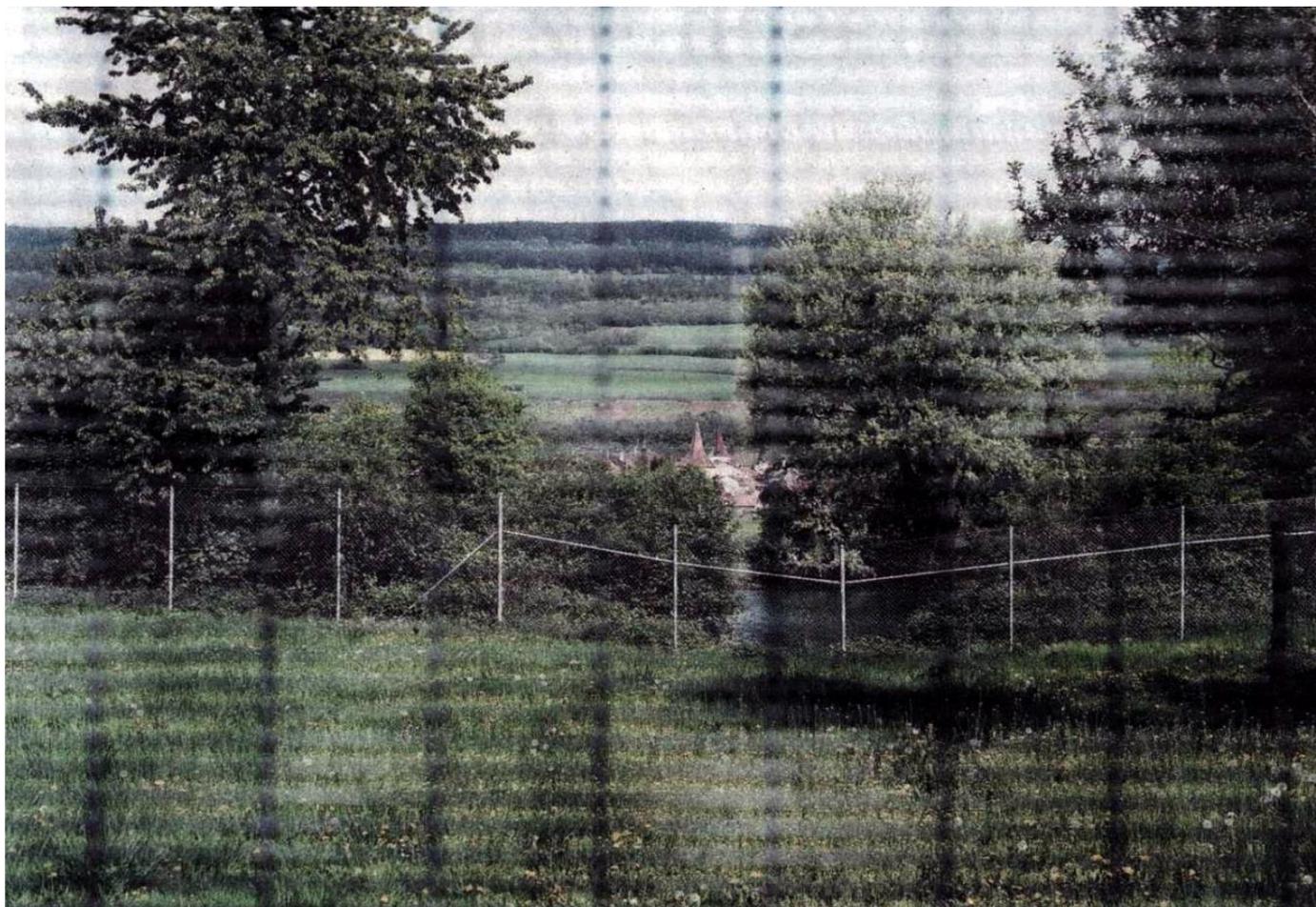
Dem Inhaftierten wiederum lag daran, seine Besuchsstunden nicht verfallen zu lassen. Also bat er Däscher, regelmässig zu ihm zu kommen. Einmal im Monat sehen

*Wenn die Besuchszeit zu Ende geht, bleibt häufig keine Zeit mehr, das Gespräch zu beenden.*

sich die Männer in der Regel. «Mir hat es gutgetan, zu spüren, dass jemand für mich da ist, obwohl ich am Rande der Gesellschaft stehe», erzählt der Gefangene.

Als er merkte, dass Däscher immer wieder kam, wuchs sein Vertrauen. Er erzählte ihm einmal vom Delikt, später war es nie mehr ein Thema. «Ich sehe in ihm nicht den Täter», erläutert Däscher. Vielmehr sei es ihm ein Anliegen, den Menschen in einer schwierigen Phase seines Lebens zu begleiten.

Anfangs habe er bei jedem Besuch Herzklopfen gehabt und sich oft überlegt, was er erzählen könne, um sein Gegenüber nicht traurig zu stimmen. Manchmal sei es sehr mühsam gewesen, in die Justiz-vollzugsanstalt hineinzugelangen. War die Zeit um, wurden die Gespräche abrupt unterbrochen, und Sätze blieben unvollständig. Das zeigt, wie schwierig es ist, eine tiefe Verbindung zu jemandem zu entwickeln, der im Gefängnis ist.

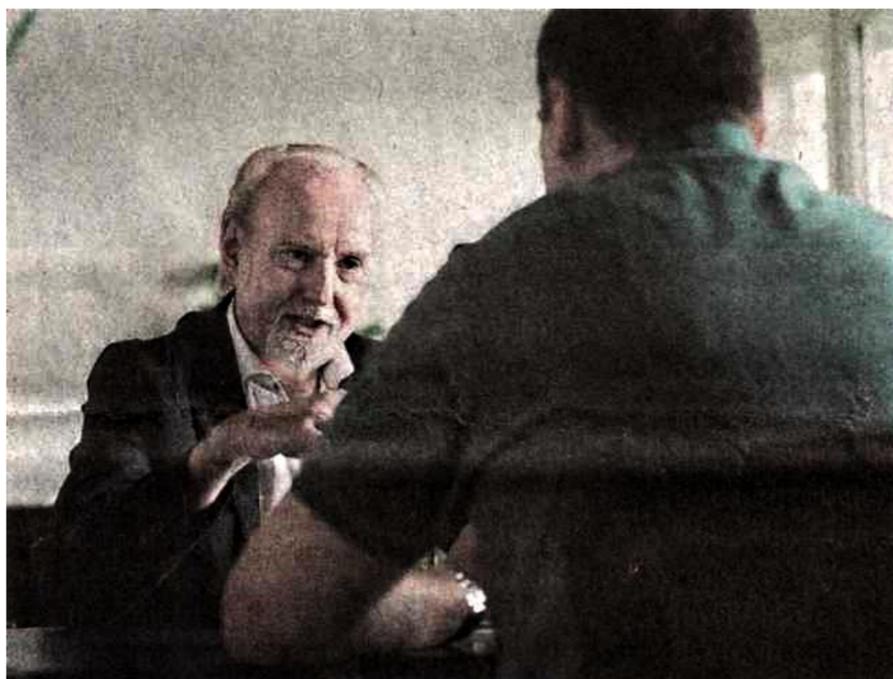


*Gefangene ohne Kontakt zur Aussenwelt drohen in Vergessenheit zu geraten.*

Dabei können Besuche lebenswichtig sein. Er habe Mitinsassen erlebt, die an der Einsamkeit in der Haft zerbrochen seien und sich umgebracht hätten, erzählt der Gefangene. Vielleicht ist es unter solchen Voraussetzungen sekundär, ob die beiden tatsächlich beste Freunde sind oder ob die Verbindung eher symbiosehaft ist. Als der Verurteilte in eine andere Straf-anstalt verlegt wurde, schenkte er Däscher zwei Modellautos, weil er fürchtete, diese würden beim Umzug beschädigt. Zwei Jahre Bastelarbeit stecken im VW-Bus und im Rennauto. Für den VW-Fan war dies ein Zeichen der Wertschätzung. Er habe Respekt davor, wie der Insasse immer wieder Rückschläge hinnehme und Ge-duldsproben ertrage.

Verabschiede sich sein Besuch, beneide er ihn nicht darum, das Gefängnis zu verlassen, sagt der Verurteilte. Seine Aussichten, in einigen Jahren entlassen zu werden, sind intakt. Ob ihre Freundschaft dann hält? Sie wissen es nicht - aber sie wünschen es sich.

Der Gefangene ist anonym zitiert, damit der Persönlichkeitsschutz gewährleistet ist.



*Besuche zu empfangen, kann von der Einsamkeit in der Haft ablenken.*



## *Es ist anspruchsvoll, mit Straftätern befreundet zu sein*

jow. • «Eine Inhaftierung gleicht einem sozialen Tod.» So dezidiert bringt es Frank Stüfen auf den Punkt. Seit siebzehn Jahren ist er Gefängnisseelsorger, seit fast zehn Jahren arbeitet er in einer der grössten Schweizer Strafanstalten, der Pöschwies im zürcherischen Regensdorf. Insbesondere wer lange inhaftiert sei, drohe in Vergessenheit zu geraten.

Stüfen erinnert sich an einen Fall, bei dem ein Verurteilter seinen besten Freund verlor. In einem Brief habe dieser dem Sexualstraftäter die Freundschaft aufgekündigt, auch nach der Entlassung kam kein Kontakt mehr zustande. Nach Stüfens Erfahrung sind Freundschaften von Gefangenen mit Aussenstehenden zwar nicht unmöglich, aber selten. Begehe jemand ein Verbrechen, wende man sich von ihm ab. «Es gehört sich nicht, mit so einer Person befreundet zu sein.»

Tatsächlich gebe es Inhaftierte, die rasch komplett isoliert seien, sagt Marc Graf, der Vizepräsident der Schweizerischen Gesellschaft für forensische Psychiatrie. Er kenne aber auch Straftäter, die echte Freunde hätten. So eine Krise trenne die Spreu vom Weizen. «Eine Inhaftierung ist kein Sprint. Es braucht Ausdauer wie bei einem Marathon, um die Freundschaft aufrechtzuerhalten.»

Vereinsame ein Mensch in Haft, entwickle er unter Umständen schwere psychische Störungen. Das könne bis zum Suizid führen. Am schlimmsten zu ertragen sei eine Untersuchungshaft. Alle Briefe würden gelesen, von Besuchern sei man durch eine Scheibe getrennt, oft seien Vollzugsmitarbeiter anwesend. Ein thematisch intimer Austausch sei unmöglich.

Aussenstehende erlebten solche Situationen häufig als bedrohlich, und selbst für professionelles Betreuungspersonal sei es nicht leicht, das zu beobachten. Nicht nur wie, sondern auch wann ein Besuch stattfindet, ist in der Haft strikt geregelt.

In der Pöschwies stehen monatlich maximal vier Stunden dafür zur Verfügung. Handys sind verboten, Gefangene dürfen aber 160 Minuten pro Monat über das Festnetz telefonieren. Die Gespräche werden nach 10 Minuten für jeweils eine Stunde unterbrochen, damit alle der rund 450 Insassen telefonieren können.

Graf und Stüfen sind sich einig, dass Freunde für viele Gefangene essenziell sind. Gedanklich für eine Stunde aus der Haft herausgenommen zu werden und über völlig belanglose Themen zu sprechen, sei wertvoll. «Die Mauern um einen herum werden unsichtbar», sagt Stüfen. Eine gewisse Normalität zu leben, sei unter Umständen besser, als in der Freundschaft das Delikt aufarbeiten zu wollen, meint Graf. Sie solle nicht als Instrument des Strafvollzuges dienen. Damit eine Freundschaft funktioniert, ist echtes beidseitiges Interesse unerlässlich. Sie muss in der Balance bleiben und darf sich nicht einseitig entwickeln. Straftäter neigten dazu, soziale Grenzen zu verletzen. Die Gefahr, dass sie es auch in einer Freundschaft täten, sei nicht unerheblich, ergänzt Graf. Einige Täter würden immer fordernder, der Freund gebe aus Mitleid nach. Wer in Abhängigkeiten gerate und aufgefordert werde, verbotene Gegenstände ins Gefängnis zu schmuggeln, solle sich distanzieren.

«Straftäter können vordergründig charmant wirken. Was hinter der Fassade ist, spürt der Laie dann zu spät.» Freunde kümmerten sich häufig aufopfernd um die Täter. Graf erzählt von Sozialarbeitern oder Seelsorgern, für welche die Belastung derart gross geworden sei, dass sie ein Burnout erlitten hätten. Er warnt zudem vor der Illusion, eine enge Freundschaft mache aus einem Straftäter einen besseren Menschen. Das gelinge selten. Umgekehrt habe er «Straftäter-Groupies» erlebt, die das Gefängnis nur besuchten, weil sie in Abgründe blicken wollten. Unsichere Persönlichkeiten, die es unter den Tätern gebe, gerieten unter Umständen leicht in solche Abhängigkeiten.

Gefangene hätten durchaus die Möglichkeit, ihre Freunde auszuwählen, betont Seelsorger Frank Stüfen. «Sie lehnen Besucher ab, weil sie mit ihrem früheren Leben nichts mehr zu tun haben wollen.» Ein Bruch mit der Vergangenheit sei manchmal ratsam. Verurteilte hätten ein Gespür, ob echtes Interesse im Spiel sei oder ob es nur um die Befriedigung von Sensationslust gehe. Bleibe eine Freundschaft trotz Delikt bestehen, sei das für beide Seiten wertvoll. «Die Bindung ist gestärkt, und das Vertrauen ist grösser», sagt Mediziner Marc Graf.